



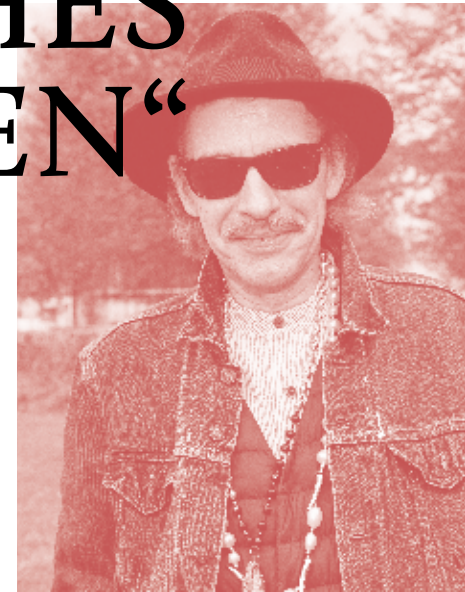
„Im Hause Molden wurde natürlich viel gelesen. Aber die Eltern hatten wenig Zeit, sie hatten dauernd Gäste.“

ERNST MOLDEN

„MIR REICHT EIN POETISCHES LEBEN“

Ernst Molden kultiviert den Wiener Dialekt, weil Hochdeutsch für ihn „jedes Lied z'ammhaut“. Was ein „Geschichtldrucker“ ist und warum er als glücklicher Mensch auch die Endlichkeit besingt, verrät der Liedermacher und Schriftsteller im Interview.

INTERVIEW: JULIA SPARBER-ABLINGER



ERNST MOLDEN

Geboren 1967 in Wien. Er war Polizeireporter bei der „Presse“, Redakteur und Dramaturg. Seit 1993 arbeitet er als freier Dichter, Liedermacher, Sänger und Gitarrenspieler. Der Künstler lebt mit seiner Frau Veronika und den drei Kindern Leopold, Karl und Nelly in Wien. Am 25. und 26. Juni 2020 ist Ernst Molden beim BurgSommer in Hall zu hören – gemeinsam mit dem Frauenorchester, mit Walther Soyka und Hannes Wirth.

101

ECO.NOVA: Lieder oder Bücher schreiben? Was ist Ihnen lieber? ERNST

MOLDEN: Ich mach beides eindeutig gleich gern. Nur irgendwann habe ich das Schreiben als familienfeindliche Tätigkeit erkannt. Nach vier Büchern habe ich es bleiben lassen. Eine Kindheitserinnerung war ein Schlüsselerlebnis: Mein Vater, der Verleger, hatte immer vor mir die Tür zugemacht, weil er ja schreiben musste. Ich wollte nie vor meinen Kindern die Tür zumachen. Und einen Song kann ich auch schreiben, wenn die Kinder schon im Bett liegen.

Ihr Vater war Verleger, die Mutter ist Autorin, Ihr Großvater war Journalist und auch die Großmutter war Dichterin, die den Text der österreichischen Nationalhymne verfasst hat. Da kann man wohl sagen, Ihnen wurde die Sprache in die Wiege gelegt? Im Hause Molden wurde natürlich viel gelesen. Aber die Eltern hatten wenig Zeit, sie hatten dauernd Gäste. Da waren sehr interessante dabei – Friedrich Torberg zum Beispiel, er hat immer jüdische Witze erzählt. Ich habe aufbleiben dürfen und gerne zugehört. Die Nähe zur Literatur war also von klein auf da. Das Beste, das mir als Jugendlicher passieren konnte, war der Konkurs meines Vaters. Von da an hatte er viel mehr Zeit für die Familie und ich konnte ihm Fragen stellen, das hat mich in meiner Jugend sehr geprägt.

Und in dieser schwierigen Zeit kam die Familie Molden nach Tirol? 1982 hat mein Vater mit dem Verlag Konkurs anmelden müssen. Das war natürlich ein Schock – wir lebten in großbürgerlichen Verhältnissen und plötzlich hat man uns den Stuhl unterm Hintern weggezogen. Das Haus in Alpbach gehörte meiner Mutter, das war das Einzige, das uns geblieben ist. So kamen wir nach Tirol und ich nach Hall ins Franziskanergymnasium. Geblieben bin ich aber ein Wiener – da bin i daham!

Demnach aber auch ein bisschen Haller? Na ja, ich kann mich erinnern, dass wir immer wieder in die Diana-Bar gingen. Sonst gabs fast nix. Vor ein paar Jahren hat mich das Stromboli zur Reihe „Verzogene Haller“ eingeladen, da hab ich entdeckt, dass es viele Künstlerkollegen gibt, die mit Hall verbunden sind. Und jetzt bin ich wieder da – großartig, was mit dem Literaturfestival aufgezo-gen wird, und mit dem BurgSommer wird ein historischer Ort belebt. 2020 mit lauter Wiener Künstlern. Herrlich!

Wann haben Sie mit dem Schreiben und Liedermachen begonnen? Um ehrlich zu sein in Hall. Meine erste Band hatte ich hier gegründet mit dem klingenden Namen Klepsydra, aus dem Altgriechischen übersetzt heißt es Wasseruhr. Wir haben einfach aus dem Wörterbuch ein gscheit klingendes Wort herausgesucht.

Sie werden als Wiener Dandy der frühen 1990er-Jahre beschrieben. Wollten Sie schon früh ein alter Mann sein? Irgendwie schon. Ich hatte noch nichts geschrieben, noch kaum gesungen, aber ich behauptete, ich sei Künstler und Poet. Die Lektüre von Trakl und Rilke hat mich in eine Rolle transferiert, die zu meiner geworden ist. Ernst halt.

Sie werden immer als sehr authentischer Künstler beschrieben. Würden Sie sich als authentisch bezeichnen, wenn Sie auf der Bühne stehen? Ich misstrau dem Begriff. Keiner ist ganz er



Lukas M. Hüller hat die österreichische Musikszenen fotografiert und zu einem Gigapixel-Bild vereint. Das Bild entstand zugunsten des Wiener Integrationshauses, Ernst Molden war federführend dabei. Dieses und andere Fotoinszenierungen von Lukas M. Hüller werden bis 31. März 2020 im Zuge der Ausstellung „HÖRT UNS ZU!“ im Innsbrucker Audioversum ausgestellt.

„Das Schöne am Wiener Humor ist die Tendenz, nicht alles so ernst zu nehmen oder gar umzudrehen und zu übertreiben.“

ERNST MOLDEN

selbst, wenn er auf der Bühne steht. Das Licht, die Leute, die Blicke, die Aufregung, all das lässt dich ein bisschen von dir selbst wegrücken. Obwohl ich sicher nah an mir dran bin. Aber man überschreitet eine unsichtbare Schwelle, wenn man die Bühne betritt. Ich bin einfach ein Gschichtldrucker.

Das kann man in der österreichischen Mundart aber durchaus falsch verstehen – ein Aufschneider? Ich bin deshalb Gschichtldrucker, weil ich Gschichtln aufschreib, die immer wieder auch in Büchern gedruckt werden. Zuletzt sind die „Nischenviecher“ erschienen. Da hab' ich wilde Tiere beschrieben, die ein Nischendasein fristen. Stubenfliegen oder Silberfischlein sind ja nicht unbedingt unsere Freunde, doch wer sind wir denn, dass wir glauben, wir sind die einzigen richtigen Viecher auf der Welt. Lies das Buch, echt lustig geworden! Und ja, ich

„Auf der Bühne lässt dich alles ein bisschen von dir selbst wegrücken. Obwohl ich sicher nah an mir dran bin.“

ERNST MOLDEN

sing die Gschichtln auch auf der Bühne, deshalb eben a Gschichtldrucker.

Der deftige Wiener Schmah zählt zu Ihren Markenzeichen. Ich habe kürzlich den „Vorstadtcasanova“ angehört, nicht unbedingt gender-like? Das Schöne am Wiener Humor ist die Tendenz, nicht alles so ernst zu nehmen oder gar umzudrehen und zu übertreiben. Also für das Unausweichliche eine Kompensationsstrategie zu finden.

Dann ist also der Tod zum Totlachen? Die Toten werden im Wienerlied immer humorvoll besungen. Das Ideal des Humors, des Lachens schlechthin ist ja, wenn man es schafft, über die eigene und unser aller Sterblichkeit zu lachen. Wenn man dort hinkommt, nimmt man niemandem was weg, sondern nimmt es als Ticket in die Ewigkeit. Das Lied über das Rudolfspital, in dem das „Schatzal tot und kalt am

Tisch liegt“, ist eines davon. Einmal hatte ich fast Angst – ich lag mit einer Gastritis im Wiener Rudolfspital. Das war echt oag, mir hat's den Mogn z'ammzogen. Unter ärgsten Schmerzen hat mich die Internistin gefragt, ob ich das Lied geschrieben habe. Meine Angst war unbegründet – sie hat mir verraten, dass das Lied auf der Betriebsweihnachtsfeier gesungen wird.

Wie kommt man auf Textzeilen wie „Awarakadawara, wo san meine Hawara“? Man hört immer wieder, dass viele Dialekte aussterben, weil die Grenzen immer mehr ineinander übergehen und viel Lokalkolorit verschwindet. Der Wiener Dialekt jedoch ist unumbringbar. Besonders die spezifische Langsamkeit und der Humor, der zur Sprache wird, das apert immer aus. Meine Sprache ist und bleibt das Wienerische. Das Hochdeutsche haut ma jedes Lied z'amm.

Sie waren in der Nick-Cave-Klasse in der Schule für Dichtung. Bei ihm sind Liebeslieder immer ernst. Wie ist das bei Ihnen? Ich habe von ihm gelernt, dass Liebeslieder die absolute Königsdisziplin des Dichters sind. Das Weltuntergangspieler wie bei Nick Cave ist nicht meines, aber die Tiefe will aus mir heraus. Mir reicht ein poetisches Leben, wie von H. C. Artmann beschrieben. Ich bin mit meiner Familie total glücklich und wir sind alle gesund. Aber wenn man glücklich ist, fällt einem auch die Endlichkeit ein. ■